Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1946-1947)
Heft: 6

Artikel: Forschung und Macht
Autor: Allenspach, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758523

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FORSCHUNG UND MACHT

VON MAX ALLENSPACH

Unter den Zügen, die den Abendländer herausheben aus der farbigen Völkerschar anderer Kontinente, fällt seine Neugierde auf, gleichgültig, ob sie aus Müßiggang, Gewinnabsicht oder reinem Erkenntnisdrang hervorgehe. Sie wirkt, wie das Wort es meint, als Gier, die triebhaft, lustbetont und unwiderstehlich, überall rastlos vorwärtsdrängend wissen will: ein Hunger, der sich niemals satt bekennt. Beispielhaft gleich in der frühen Seefahrt des unermüdlichen Odysseus, dem die Götter die Abenteuer schenkten, die er begehrte; beispielhaft in der verwegenen Ausfahrt des Kolumbus, im heldenhaften Anmarsch auf beide Pole und noch heute im hartnäckig erneuerten Ansturm auf den höchsten Gipfel der Erde. Dieser geographische Entdeckerwille hat seine Entsprechung in der Durchforschung der gesamten Natur: Kein Schacht ist tief genug, uns dem Glutkern der Erde so nahe zu bringen, wie wir es wünschen; kein Flug hoch genug, solange wir nicht diese gleiche Erde als Kugel im Weltall schweben sehen. Mit Teleskopen reißen wir den Himmel auf, seine fernsten Fernen zu ertasten; im Mikroskop zwingen wir Gehauchtes, seinen Körper zu zeigen, und finden im unsichtbaren Atom noch Planetenbahnen. Er hat seine Entsprechung auch im Geistigen, von den philosophischen Durchdringungen der Vorsokratiker über die Spekulationen der Gnostiker und die Begriffsfiltrationen der Scholastiker bis zu den Bemühungen der nachkantischen Denker. Er hat seine neuzeitliche Entsprechung auch im Seelischen, wo sachliche Rücksichtslosigkeit beginnt, an Ungesagtestes zu rühren und es zu zerfasern. Wer weiß, ob wir es nicht tun wie das Kind, das seine Puppe aufreißt und sie nachher nicht mehr zusammensetzen kann? Aber wir tun es! Noch immer setzen wir die beglückende Namengebung fort — und Namengebung ist geistige Besitzergreifung! — die Adam aufgetragen war.

Dieses unablässige Tun ist begleitet von einem zweiten, das mit nicht geringerem Eifer betrieben wird: das Sammeln und Vergleichen und Klassifizieren, durch das wir die Unzahl der Erscheinungen einspannen in ein Bezugsnetz, wo sie eindeutig gemessen, bestimmt und eingeordnet werden sollen in ein umfassendes Ganzes, um nie mehr

der Schatzkammer unserer Erkenntnisse verlorenzugehen. Auch hier mischen sich pietätvoller Museumskult, skurile Aufstapelung von Raritäten und gelehrter Eifer oft schwer entwirrbar. Das Unscheinbarste ist wertvoll genug, auf diese Weise verewigt zu werden, sei es die Stimme der Vögel, ein millionster Stern oder das flüchtige Spiel der Wolken. Diese Bestandesaufnahme übertrifft weit jede kaufmännische Inventur: sie greift noch zurück auf Gewesenes, um es einzubeziehen in die endgültige Buchung. So erarbeitet sich der Abendländer seine Materialsammlungen, seine Bibliotheken und Archive, seine Begriffskategorien, seine Systeme, Kataloge und Kompendien. Wo der Wille zur ausnahmslosen Erfassung aller einschlägigen Erscheinungen die Kraft des Einzelnen übersteigt, werden Generationen aufgeboten. Aber es wird getan! Wiederum ist es triebhafte Besessenheit nach der Endsumme des Möglichen.

Neugierde und Ueberschau, Suchen und Sichten: Dieser vereinigte Wille scheint geeignet, vernünftiger Planung unterstellt zu werden und damit zu gleichmäßigem Fortschreiten und sicherem Ausbau wissenschaftlichen Forschens zu gelangen. Doch wird dieses Geschäft immer wieder Arbeit zweiter Dringlichkeit, Etappe, wertvoller Kärrnerdienst, während den Forschergeist eine dritte Kraft fortreißt, deren Einsatz und Wirkung sich jeder vernünftigen Voraussicht entzieht: Ich meine die Phantasie, die stets und überall eingreift, genial oder koboldisch, und mit reichen Zufällen die Wissenschaft sprunghaft zu Ergebnissen führt, welche die Vergangenheit bloß zu träumen verbot. Die Phantasie leistet auf jedem Gebiet, Mathematik und Philosophie nicht ausgenommen, dem abendländischen Geist die wirksamsten Pfadfinderdienste. Ueberall wittert sie Probleme. Der weiße Mensch ist problemsüchtig geworden. Er kann überhaupt keine Erscheinung mehr sehen, ohne daraus beziehungsreichen Gegenstand seiner Forschung zu machen. Ganz im Gegensatz etwa zum Asiaten, der das Neue nur auf seinen handgreiflichen Nutzen prüft und vielleicht noch seine Schönheit rühmt, oder zum primitiven Afrikaner, der im Neuen nur Waffe oder Schmuck seiner Person sieht. Uns ist das Unnützeste Gelegenheit so ernsthafter und vielfacher Betrachtung wie das Gewinnbringende. Ueberall hört sich der Geist aufgerufen von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Was zur Folge hat, daß aus zehn Wissenschaften hundert wurden und daß wir das ausgefallenste Sonderstudium dulden im Wissen, daß irgendein Funke daraus leuchtende Flamme werden könnte. Plötzlich vermag eine Randwissenschaft in maßgeblichen Vordergrund zu rücken. So vollzieht sich die Bewegung der Wissenschaft unberechenbar, weil wir uns der Vielheit der Objekte nicht erwehren und die Komponente Phantasie nicht lenken können.

Ich weiß trotzdem nicht, ob der Abendländer sein Forschen so ausdauernd betreiben würde, wenn er sich mit dem reinen Ergebnis der leider doch immer bruchstückhaften Erkenntnisse begnügen müßte. Ob ihn nicht dabei ein Gewinn betört, der alle Mühen wettzumachen scheint? Indem diese nämliche Phantasie dem Weißen erlaubt — und offensichtlich nur ihm —, seine Entdeckungen in die erstaunlichsten Erfindungen umzumünzen; daß er sich nicht zufrieden gibt mit der Daseinsbetrachtung, sondern neues Dasein schafft. Daß er die erkannten Kräfte auswertet, umlenkt und einspannt zu unerwarteten Diensten in der wirtschaftlichen Erschließung und Ausbeutung naturgegebenen Reichtums, in Handel und Verkehr, zur Verbesserung seiner Wohnverhältnisse, zur Förderung alles dessen, was wir Zivilisation nennen und unternehmen auf der Jagd nach einem wunschhaften Glück besserer Lebensbedingungen, größeren Lebensgenusses: Wasser, der alte Feind des Feuers, erzeugt uns Licht; Töne messen die Tiefe der Gesteine; Einmaliges wie ein Wort machen wir im selben Augenblick rund um die Erde hörbar; fremdes Blut ruft den Sterbenden ins Leben zurück; gebändigte Ströme und trockengelegte Meere bezeugen die Macht dieses Geistes. Wir verwandeln die Erde. Und wer diesem Treiben flucht, dreht doch höchst befriedigt das feierabendliche Licht einer Stehlampe an. Er genießt die Entdeckung in Form der Erfindung, die reine Wissenschaft als angewandte Wissenschaft. Der Abendländer ist nicht nur der Unstete im Raum und im Geiste, sondern auch jederzeit Prometheus, Ueberwinder des bloßen So-Seins, Dieb des Feuers, Ueberlister der Götter.

Die Eigenwilligkeit und Macht dieses Strebens trat erst im Abspiel eines langen Entwicklungsdramas völlig klar hervor, an dessen Phasen kurz erinnert sei. Es beginnt vermutlich mit einer Aufspaltung der Theokratie, die vom Forschen nichts anderes erwartet hatte als Bestätigung und Festigung ihrer Dogmen und die schließlich in eine Trennung in religiöse und staatliche Autorität einwilligen mußte. Jene trachtet nach Eingrenzung des Forschens; denn sie lebt ja von der Meinung, daß vernünftige Einsicht unzureichend sei zum Verständnis des Daseins. Daher wendet sich die Wissenschaft zuerst gegen die Kirche, nicht mit Waffen in der Hand, sondern mit dem kategorischen Anspruch, auch ihre Grundlagen kritischer Sichtung zu unterstellen. Die Wissenschaft genießt dabei das Wohlwollen der Monarchie, bis diese angesichts der Kraftprobe ahnt, daß der Forschergeist auch ihr selber einmal gefährlich werden könnte. Was tatsächlich in der Folge geschieht, wiederum ganz unkriegerisch durch die reine Forderung der Vernunft, auch die staatliche Autorität auf Sinn und Ursprung hin zu prüfen. Vorerst verweist der Staat den lästigen Frager an die Zensur und in brave Akademien; aber er macht damit die besten Köpfe

dauernd zu Outsidern, wenn nicht gar zu Anhängern oppositioneller Minoritäten. Erst der Durchbruch zum demokratischen Volksstaat gibt der Forschung die endgültige Freiheit. Er ist das Kind ihres Geistes und verhilft dankbar der Vorkämpferin seiner Macht zur Anerkennung, indem er sich zu ihrem Beschützer und Förderer erklärt. Stichwort: Volksschulen, Mittelschulen, Ausbau der Universitäten. Von jetzt an darf die Forschung ungehindert ihrer Eigengesetzlichkeit folgen. Ihre Anerkennung und Unterstützung durch den Staat öffnet die Bahn auf jene «pente fatale de nos découvertes» (Valéry), deren Auswirkung wir täglich erleben, ohne ihr Ende abzusehen: mehr Wissenschaftler, mehr Probleme; mehr Wissenschaften, mehr Spezialisten; mehr akademische Erwerbsberufe, vor allem solche angewandter Wissenschaft; mehr Examen und Diplome. Damit verbunden eine machtvoll anschwellende Durchflutung unseres Lebens mit Wissenschaft und Technik und im Gefolge eine Rattenschar von Pseudowissenschaftlichkeit, wo allgemeine Bildung sich in Kreuzworträtseln austobt, Dauerwellen und Tabakspfeifen auf wissenschaftlicher Grundlage angepriesen werden und selbst das Horoskop der Woche patentamtlich geschützt ist. Der Staat selber aber hat erfaßt, welche großen Dienste ihm die Forschung erweist, wenn er sie nur gehörig einspannt für die Zwecke seiner Wohlfahrtspolitik nach innen und seiner Machtpolitik nach außen: Deshalb Begründung und Ausbau technischer und landwirtschaftlicher Hochschulen. Hier kann sich der Erfindergeist in den angewandten Wissenschaften überaus nützlich machen. Mit der Entwicklung der Nationalstaaten setzt die Werbung um die machtfördernden Werte der Forschung ein. Je mehr Mittel der Staat hat, die wissenschaftlichen Instrumente seiner Macht zu schmieden, desto stärker steht er da. Die Staaten der höchstentwickelten Forschungsinstitute sind zugleich die Staaten größter kriegerischer Potenz. Und was die Großmächte innerhalb Europas zu schärfster Rivalität treibt, führt gleichzeitig außerhalb zu jener unbestrittenen Vormachtstellung, mit der Europa in die Geschichte des 20. Jahrhunderts eintrat und die etwa gekennzeichnet ist durch zwei Leistungen: im Osten den Suezkanal und im Westen den Panamakanal, durch die Europa seine Flotten aussandte zur Unterwerfung, Ausbeutung und Beglückung auch der letzten farbigen Völker. Falls diese sein Wohlwollen nicht verstehen sollten, demonstrierten hochgepanzerte Admiralsschiffe, welche wirksamen Mittel Europa besitzt, sich bewundern zu lassen.

Das Drama, das vor Jahrtausenden mit einem ergreifenden Vorspiel in den östlichen Mittelmeerländern begonnen hatte, tritt 1914 in die entscheidenden Szenen seines 4. Aktes: Hatte Europa erst nur allein mit der vollen machtpolitischen Ausbeutung seiner Forschungsergeb-

nisse gearbeitet bis zum Scheusal des Gaskrieges, so erleben wir nun, daß im Westen und Osten auch Völker prometheischen Blutes sind und Erben europäischer Wissenschaften, die mit größeren Rohstoffquellen, unerschöpflicheren Menschenmassen, stärkeren Finanzmitteln, höherem Industriepotenzial und einheitlicherem staatlichem Zusammenschluß die selben Erfahrungen zu verwerten wissen. Wohl hat, oberflächlich gesehen, 1918 wie 1945 Deutschland den Krieg verloren, aber der eigentliche Besiegte ist beide Male Europa. Mächtigere beuten seine Errungenschaften mächtiger aus. Die Mittel seiner Triumphe wenden sich gegen Europa selbst. Es wird Minorität, umstrittenes Vorfeld neuer Kraftzentren. Sein Sturz wird bestätigt durch die Art, wie die kolonialen Untertanenländer jetzt diese Schwäche ausnützen, um sich zu verselbständigen. Hier wiederum wendet sich Geist unserer Universitäten, Europäisches jeder Art und Unart, gewinnsüchtig verkauft, begierig übernommen, klug nachgeahmt und geschickt gehandhabt, gegen den alten Kontinent. Außerkontinentale Weiße bestimmen unser Geschick, und farbige Völker entwinden sich uns mit Waffen, die wir selber geschmiedet haben. Die Wissenschaft scheint zur Maîtresse des Stärksten geworden zu sein, die er in Kriegszeiten vernachlässigt oder verschwenderisch mit Gold zu Experimenten überhäuft, damit sie jenseits der Frontlinie Leben vernichte, diesseits Leben rette. Neuestens beginnt sogar dieser Stärkste tüchtige Forscher umzusiedeln und gewisse Forschungsgebiete zu monopolisieren. Es ist, als hätte die Wissenschaft das Joch von Theokratie, Kirche und Absolutismus nur abgeschüttelt, um sich der fraglichen Moral großstaatlicher Außenpolitik zu beugen.

Soll man Europa bemitleiden wegen der Undankbarkeit seiner Erben? Ihm Torheit vorwerfen, seine Forschung nicht besser behütet zu haben? oder sich beklagen über die Zwiespältigkeit dieser Forschung? Wozu schließlich alle Forschung, wenn sie nicht nur mißbraucht wird, sondern völlig mißachtet? Da ist zum Beispiel eines der wenigen einhellig anerkannten Erfahrungsgesetze der Geschichtswissenschaft, daß Kriege stets von einer geringen Zahl von Menschen beschlossen werden. Lange Zeit verfügten Monarchen alles kriegerische Geschehen, welche die Ziele ihrer Herrschaft den Völkern als Lebensnotwendigkeit glaubhaft zu machen wußten, und noch bis 1914 lag jede militärische Machtpolitik im Ermessen traditionsgebundener Adelsministerien. Seither wirken in vielen außenpolitischen Aemtern Akademiker, immer mehr und immer ausschließlicher. Einige hundert Akademiker machen die große Politik der Welt. Einige tausend Akademiker sitzen in den Parlamenten, arbeiten Verfassungen aus und internationale Verträge und ratifizieren solche. Einige zehntausend Akademiker schreiben die Leitartikel aller maßgeblichen Zeitungen

und erstellen die Radioprogramme. Und alle zusammen sind nicht menschlich und wach und mutig genug, die Völker aus dem Unfug der Kriege herauszuführen? Die Einsichten durch Generationen erarbeiteter historischer, juristischer und wirtschaftlicher Studien sind nicht imstande, zu verhindern, daß jetzt noch nach den veralteten Prinzipien absolutistischer Exzellenzen und aufgeblähter Nationalismen das Schicksal der Völker mit deren Blut geregelt wird. Halbgebildete Diktatoren pflegen wohl die Wissenschaft mit Wünschelruten nach den Quellen der Wahrheit auszuschicken. Wie sollen wir jedoch verstehen, daß gerade diejenigen, die in voller Freiheit an den Quellen der Völker-, Staats- und Geschichtskunde zu schöpfen erzogen wurden, so wenig vermögen, wenn es gilt, daraus gültige Lehren zu entnehmen und in die Tat umzusetzen? Für die Ausnutzung naturwissenschaftlicher und technischer Ergebnisse stellen die Staaten gewaltige Menschen- und Finanzkräfte ein; aber die wenigen offensichtlichen Grunderfahrungen der Geisteswissenschaften liegen unterdessen so brach, als wären sie überhaupt noch nicht getan. Jede Truppenparade zeigt nur die Rückständigkeit europäischer Diplomatie und offenbart den krassen Widerspruch zwischen unserer wissenschaftlichen Erkenntnis und unserem staatlichen Handeln. Europa leistet sich dauernd das Paradox, seine Völker anders zu führen, als die Vernunft empfiehlt, der es in den Wissenschaften so vertrauensvoll huldigt.

Die Kluft zwischen Einsicht und Handeln ist so gewaltig, daß das Drama der europäischen Kultur darüber zur Tragödie zu werden droht, wenn wir uns nicht auf die Gründe und die Möglichkeiten einer Abhilfe besinnen. Der wichtigste Beitrag, den die Wissenschaft dazu leisten kann, ist vielleicht der Abbau des Mythus, den Europa seit bald zweihundert Jahren um sie ausgebildet hat. Er entstand in der begreiflichen Begeisterung über die ersten großen Entdeckungen der neueren Zeit und bedeutet bewundernden Dank für die Hilfe, welche die Geisteswissenschaften boten im Kampf um die Menschenrechte, und für die blendenden Vorteile, die aus Naturwissenschaft und Technik zu gewinnen waren. Die götzenstürmende Macht wurde selbst zum Idol erhoben, um so schwärmerischer, je größer die Stille war nach dem dröhnenden Sturz der alten Götter. Das zugehörige neue Dogma, in größter Vereinfachung formuliert, nahm die verführerische Gleichung an: «Das Wahre ist das Gute und das Gute das Schöne.» Womit man die Wissenschaft mit dem unbegrenzten Vertrauen und der maßlosen Erwartung belastete, daß sie alle Probleme des Lebens lösen werde, während sie selber ihre Erkenntnisgrundlagen immer kritischer prüfte und längst eingesehen hatte, daß sie in allen Grundfragen des Lebens sehr bescheiden von Hypothese zu Hypothese schreiten muß. Das hinderte nicht, enthusiastisch jegliches For-

schen heiligzusprechen und die Forschenden gleichzeitig ehrfurchtsvoll jeder anderen Verpflichtung zu entheben. Wissenschaftliche Verhaltungsweise ist an sich Schau. Sie verlangt Abwendung von den Geschäften des Alltags, Absonderung von den Werktätigen. Sie will die Stille der ungestörten Beobachtung in der Natur oder in den Laboratorien und Bibliotheken. Diese Loslösung von den praktischen Verpflichtungen der Gegenwart wird noch gefördert durch die wachsende Spezialisierung der Forschung, deren Einzelprobleme sich der Einsicht des Laien bereits entziehen. Das so sehr, daß viele Akademiker überhaupt keine Neigung mehr empfinden, die Probleme außerhalb ihres Forschungsgegenstandes noch zu bedenken und, unter der ehrlichen Begründung der Unzuständigkeit, auf Mitsprache völlig verzichten. Das Objekt ist die Mitte ihres Daseins geworden, dem sie alles unterordnen, und der Mythus der Wissenschaft hat nun jegliche Entfernung und Abkehr und Gleichgültigkeit gegenüber dem politischen und sozialen Geschehen noch geadelt. Ernsthafteste Forscher, geniale Erfinder, emsige Spezialisten, kindliche Pröbler, menschenscheue Sammler und jede Art weltflüchtiger Problemjäger wurden insgesamt zu Priestern des neuen Idols erklärt und ihr Tun als sittlich wertvolle Tätigkeit im Dienste der Wahrheit anerkannt. Wobei einige wenige edle Vorbilder historischen Forschermuts dazu dienten, deren Heroismus zu verallgemeinern und auf die gegenwärtige Forschung zu übertragen, obschon diese längst vom Staat sanktioniert ist und zu ihrer Ausübung gar keines Heroismus mehr bedarf. Was immer nun sich Forschung nennt, gilt als verdienstvoll, gleichgültig, an welchem Gegenstand es geschieht und mit welchem Erfolg: die Probleme der reinen Erkenntnis sind wichtiger als ihre praktische Anwendung im Alltag, und es gilt als ausgemachte Tatsache, daß der Wissenschaftler um so tüchtiger ist, je mehr er sich auf dem Tun reiner Schau über dem Gewimmel der Werktätigen aufhält. Der Wissenschaftler selber kann eine so kultische Stellung nur begrüßen; denn sie verlangt von ihm einzig, was seiner Neigung entspricht: von Problem zu Problem fortschreiten, gleichgültig, was angewandte Wissenschaft und Staat daraus machen. Der Augenblick, wo der Staat der Wissenschaft die volle Freiheit zusprach, ist denn auch genau der Augenblick, von dem an die Flucht der Gelehrten aus der sozialen Mitverantwortung beginnt und sie, materiell genährt und gehalten vom Staat, sich innerlich von ihm loslösen. Nur hat sich inzwischen erwiesen, daß jene dogmatische Grundgleichung höchst romantisch ist und daß Wahrheit wohl erfaßt sein will mit dem Verstand; aber Güte bedarf des Handelns, und Schönheit meint Genuß. Ohne Zweifel drei Verhaltensweisen, die nicht in der gleichen Ebene liegen und der Vermutung Raum geben, daß bloßes Forschen

an sich noch keine sittliche Tat ist, sondern dies erst wird durch die persönliche Umsetzung der gewonnenen Einsicht. Weshalb es einleitend als geistiger Trieb dargestellt wurde.

Mit dieser Ansicht fällt weder die Wissenschaft noch die Moral, aber der Mythus selbstverständlicher Sittlichkeit reiner Forschung. Keine übermenschliche Instanz rechtfertigt mehr die klösterliche Abgeschiedenheit des Akademikers, sondern er sieht sich wieder ganz persönlich vor die Gewissensfrage gestellt, ob der Gegenstand seiner Forschung und der daraus mögliche Erkenntnisgewinn wirklich derart wertvoll sind, daß er seine Kräfte der Gemeinschaft entziehen darf. Er ist nicht mehr kollektiv freigesprochen von der Beteiligung am bürgerlichen Leben. Anders ausgedrückt: Die Wissenschaft kehrt wieder zurück aus der Wanderung in die uferlose Vielheit der Erscheinungen und orientiert sich neu nach der alten und einzig möglichen Mitte alles Forschens: dem Menschen, der allein Rechtfertigung und Träger und Nutznießer der Wahrheit sein kann. Der Akademiker macht sich wieder frei von der Faszinierung und Dämonie des Einzelobjekts und wendet sich wiederum der Ganzheit des Lebens zu. Und wenn dem Akademiker Wissenschaft tatsächlich mehr bedeutet als ungestörten Egoismus des Forschens oder des Verdienens oder der dilettantischen Liebhaberei, so wird gerade er sich auch dafür einsetzen, daß der Staat sie zu würdigeren Zwecken gebraucht als zur bloßen Machtpolitik. Das, indem er hilft, den besseren Staat zu verwirklichen. Die Wissenschaft ist geduldig und arbeitet auf lange Sicht. Aber die Völker können nicht warten. Sie möchten leben, auch wenn der Schlüssel zur Wahrheit noch nicht gefunden ist. Sie wollen jetzt schon und endlich herausgeführt werden aus dem Widersinn rassischer Sentimente, übersteigerter Patriotismen, mißachteter Minoritäten, hin und her gehetzter Staatenloser und in Lokomotiven verheizter Ernten. Das zu leisten, sollte unserem hochentwickelten Verstand möglich sein, wenn wir nur den Mut dafür finden. Gewiß ist es klug, vorläufig von allen Friedensorganisationen der Großmächte skeptisch zu denken; aber nichts hindert, an der Einigung Europas mitzuwirken mit der gleichen Ueberzeugungskraft und dem gleichen Mittel, durch welche griechischer Geist, christliche Nächstenliebe und abendländische Wissenschaft Europas Vergangenheit so groß machten: Durch die Macht des vernünftigen Wortes, das von Mensch zu Mensch geht, ausstrahlt vom Einzelnen zum Nächsten und zu vielen und auch an den Grenzen nicht anhält. Und wer soll die neuesten Mythen bekämpfen von der befreienden Technik und vom alleinseligmachenden Staat, wenn nicht jene, die nach ihrer Bildung befähigt sind, Ursprung und Methoden solcher Verheißungen zu durchschauen? Aber dazu bedarf es einer

Lebensbejahung, die sich nicht mit reiner Schau begnügt, sondern zum Handeln schreitet.

Es sei hier gerne angefügt, daß unsere schweizerische Staatsform die Kluft zwischen Forschung und Macht, Akademiker und Staat, glücklich mildert und einigermaßen das verhindert, was unglücklichere Nationen bereits mit harten Worten als Verrat der Wissenschaft am Volk bezeichnet haben.

In der Besinnung auf den Menschen liegt überdies das einzige Ziel, mit dem Europa noch einmal — vielleicht! — die Möglichkeit hat, die Führung der Weltkultur zu übernehmen.